



# Dokumentation

Thérèse Winter

## ... dem Leben Raum geben – Gelübde heute leben

*Bei der diesjährigen Tagung der Vereinigung der Ordensoberinnen in Deutschland (VOD) vom 21.-25. Mai 2002 in Freising hielt Schwester Dr. Thérèse Winter vier Vorträge, die in dieser Ausgabe der Ordenskorrespondenz dokumentiert werden.*

**D**er Facharzt für Psychiatrie und studierte Theologe Dr. Manfred Lütz erregte vor einiger Zeit Aufsehen mit seinem Buch „Der blockierte Riese“, einer Psycho-Analyse der katholischen Kirche. Er versucht darin, die Kirche sozusagen auf die Couch zu legen, ihre momentane Situation zu analysieren, blockierende Faktoren auszumachen und Lösungsvorschläge anzubieten. Dabei überzeugen vielleicht weniger die Lösungen als seine Art, gängige Meinungen und Klischees einmal zu hinterfragen und gegen den Strich zu bürsten. Seine Grundthese lautet dabei: in den Blockaden selbst stecken die Ressourcen zur Veränderung, wenn ich sie nur richtig zu nutzen weiß.

Inzwischen ist ein zweites Buch von ihm in einer ähnlichen Ausrichtung auf den Markt gekommen mit dem Titel „Lebenslust“. Darin beschäftigt sich der Autor kritisch-humorvoll mit dem Gesundheits- und Fitnesskult der modernen Gesellschaft, bevor er dann ein Konzept christlicher Lebenskunst und Lebenslust vorlegt, dessen Quellen in einer biblischen Spiritualität und in der christlichen Tradition wurzeln. Seine These hier: das Christentum hat sich immer für eine sinnlich ausgerichtete, lebensbejahende Kultur der Lust (nicht nur der Freude, sondern ganzheitlicher Lust) ausgesprochen, auch wenn sie zugegebenermaßen immer wieder Formen entwickelte, die in eine bloß geistig-abstrakte Vorstellung von Lebensfreude führten. (Wir wissen, dass die Frömmigkeit des 19. Jahrhunderts, beginnenden 20. Jahrhunderts besonders erfinderisch war, was diese Engführung auf ein weltfernes, leibfeindliches und individualistisches Heiligkeitsstreben betrifft.) Lütz streift bei seinen Gedan-

ken auch die Welt benediktinischer Spiritualität und findet in ihr den gebündelten Ausdruck einer echten Liebe zum Leben und zur Wirklichkeit. Sein Ausruf: „Die Fähigkeit zur Lebenslust ist Voraussetzung für ein Klosterleben!“<sup>1</sup> stellt nicht nur die gängigen Klischeevorstellungen über Klosterleute in Frage, sondern macht Lust, einmal darüber nachzudenken, wie sich für uns als Ordensfrauen eine solche Kultur der Lebendigkeit erschließen kann.

Der erste Teil Ihres Jahresthemas lautet: dem Leben Raum geben, was ja nichts anderes meint, als mein Leben zur Fülle bringen zu lassen, ganz zu sein, mit beiden Beinen in der Wirklichkeit zu stehen und die Quellen meiner Lebendigkeit, die ja sehr individuell und persönlich sind, zu kennen. Ich will dieser Frage nachgehen, zunächst

1. in einem allgemeinen, weiten Verständnis von Menschsein, bevor ich dann
2. auf die Dimension von Berufung eingehe, innerhalb derer wiederum
3. die Gelübde eine Weise ihrer Ausgestaltung sind.

## 1. Mein Leben lieben

Wie kann es gelingen, diese Lebenskultur aus den Quellen eigener Lebendigkeit zu speisen und zu gestalten? Einige Anregungen:

### Das eigene Leben ernst nehmen

Dies scheint eine sehr banale Feststellung zu sein. Schließlich sind wir gewohnt, das Leben sehr ernst zu nehmen, unsere Aufgaben, die Pflichten und Sorgen, die ungelösten Fragen und die Ungewissheit der Zukunft. Gewichtig sind die Probleme der Zeit, und oft genug können wir aus dem Gefängnis unserer Stirnfalten und angespannten Gedanken gar nicht herausfinden.

Um zu einer Ernsthaftigkeit zu finden, die zur Lebendigkeit führt, braucht es eine andere Perspektive. Für Marcel Légaut, den

französischen Mathematiker und Philosophen, ist der Weg zu einer echten persönlichen Innerlichkeit und Menschwerdung nicht denkbar ohne die Fähigkeit, die Erfahrungen des eigenen Lebens in all ihren Schattierungen ernst zu nehmen. „Der erste Schritt“, so sagt er, „um zu seiner Menschlichkeit zu finden, um sich der mehr oder minder unbekannteren Möglichkeiten seines eigenen Selbst bewusst zu werden, ist verhältnismäßig einfach, und doch wird er nur selten getan .... Er besteht darin, dass man das Leben wirklich ernst nimmt und sich nicht damit begnügt, die Rosen zu pflücken, wenn sie blühen, es aber vermeiden will, von den Dornen gestochen zu werden, wenn sie im Wege stehen.“<sup>2</sup> Légaut gesteht, dass man einem anderen nur schwer vermitteln kann, was es bedeutet, das eigene Leben ernst zu nehmen, denn man muss von sich aus verstehen, dass dies mehr ist als eine Theorie, die am Schreibtisch gelernt und studiert werden kann. Die Konsequenzen aus dieser Haltung können nur im wirklichen Leben und am eigenen Leib erfahren werden, d. h. wenn sich der Mensch sowohl der Schönheit und dem Glück seines Lebens aussetzt, als auch mit ganzem Herzen den Erfahrungen von Schmerz, Scheitern und Misslingen.

Das eigene Leben ernst nehmen, heißt, die eigenen Erfahrungen durchleben und wahrnehmen, sie reflektieren und aus ihnen lernen, ihnen mehr zu trauen als den gängigen Vorstellungen anderer oder den Erwartungen, die von außen immer wieder das persönliche Wachstum blockieren wollen. Am Widerstand reift oft das Eigene. Ernstnehmen, das heißt auch, zu glauben, dass mir durch meine Wirklichkeit der lebendige Gott entgegenkommt, der mir in all den vielfältigen Erfahrungen etwas sagen will. Die Kostbarkeit und Einmaligkeit der eigenen Lebensgeschichte kann ich nur dann wirklich erkennen, wenn ich sie auch tatsächlich ernst nehme. (eine Anregung: sich den Weg des eigenen Lebens einmal nicht als Linie vorstellen, sondern als Spirale – zyklisches Zeitge-

fühl entwickeln; welche Grundthemen wiederholen sich in meinem Leben? Gibt es Phasen, Fragen, Suchbewegungen, die ich zu anderer Zeit, aber sehr ähnlich schon einmal erlebt habe? Gibt es eine geheime Mitte, um die mein Spiralweg kreist? Welchen Namen kann ich dieser Mitte geben?)

#### Die Quellen der eigenen Lebensfreude kennen

Es ist von großer Bedeutung, ob ich mich selbst soweit kennen lerne, dass ich weiß, was in mir Gefühle der Lebendigkeit, der Freude, des Glücks und der Zuversicht auslöst und was in mir eher Leben verhindert und mich blockiert. (Bsp: die Musik zu pflegen, die Natur zu genießen, Zeiten der Muße einüben, Gespräche suchen, freundschaftliche Bezüge leben, kreativ zu sein, die „produktive Kraft der Langeweile“ nutzen). Dies zu wissen kann nur gelingen, wenn ich tatsächlich mit mir selbst in Berührung bin, meine Bedürfnisse wahrnehme und sie erst einmal als positive Kräfte in meinem Leben annehme, die einen entsprechenden Ausdruck suchen und nicht von vorne herein zu bewerten sind. Es kann gelingen in einem entschiedenen Ja zu allem, was in mir Hoffnung und Zuversicht auslöst, und in einem ebenso entschiedenen Nein zu allem, was mich mit Mutlosigkeit und Resignation erfüllt. Die Hinkehr zu den Lebensquellen gibt dem Leben Richtung und Gewichtung, ohne in falscher Blindheit das Negative ausblenden zu wollen. Entscheidend ist, was der Mensch betrachtet, und Heinrich Spaemann hat das schöne Wort geprägt: „Was wir im Auge haben, das prägt uns, dahinein werden wir verwandelt. Und wir kommen, wohin wir schauen.“

Josef Maureder SJ, der die letzten Jahre für die Berufungspastoral in Österreich zuständig war und ist, hat ein kurzes, sehr komprimiertes Thesenpapier zusammengestellt, das sich mit dem Thema der Lebenskultur bei Bischöfen, Priestern, Diakonen und Ordensleuten beschäftigt. Eine zentrale These

lautet: Lebensgestaltung in Christus heißt wesentlich „Leben lernen in Beziehung“. Seine Diagnose resultiert aus seinen langjährigen Erfahrungen. „Wir nehmen wahr, dass Menschen in einem Geistlichen Beruf wegen nicht geerdeter Ideale keine Beziehung zum wahren Selbst finden. Andere stagnieren in ihrer Entwicklung, geben sich mit dem <Erreichten> zufrieden. (...) Manche Menschen im geistlichen Stand sind unfähig geworden, persönlichere Beziehungen zuzulassen. Andererseits fallen leidvolle Abhängigkeitsverhältnisse auf. Es mangelt an Kultur, konstruktiv mit Konflikten umzugehen und sie fruchtbar zu bewältigen.“<sup>3</sup> Seines Erachtens braucht es ein grundsätzliches Umdenken im Geistlichen Dienst und die Entscheidung für eine Kultivierung des gemeinsamen Lebens, die bei jedem einzelnen selbst beginnen darf. Dem Leben Raum geben, das geschieht nicht von selbst, sondern braucht gestaltetes persönliches Engagement.

#### Die Kunst der Muße einüben

Wo ein Leben Raum hat, sich zu entfalten, da braucht es auch Zeit. Ich glaube, die Fähigkeit zur Muße und zum Nichtstun ist nicht nur etwas, was wir uns von Zeit zu Zeit mit mehr oder weniger schlechtem Gewissen von unseren sonst so wichtigen Pflichten abrufen, sondern gehört wesentlich zur Einübung in ein gesundes geistliches Leben, müsste also eigentlich konstitutionell verankert sein. Es ist bekannt, dass die Dimensionen von Fest und Kult, Liturgie und Spiel dem Leben eine besondere Qualität und Zweckfreiheit geben. In ihnen wird gewährleistet, dass wir Menschen mehr sind als Arbeiter und Arbeiterinnen, die im Wesentlichen zu funktionieren haben und deren Tätigkeit immer irgendwie irgendwem zu nutzen habe. Es ist die köstliche Unterbrechung im Ablauf eines zweckorientierten Getriebes, die kein Ziel verfolgt und von daher äußerst sinnvoll ist.

„Die Muße ist zwecklos, aber höchst sinnvoll verbrachte Zeit. Es ist die Zeit, in der wir wir

**D** selbst sein können, wo wir keine Rolle spielen müssen, nichts Produktives herstellen müssen und die unwiederholbare Zeit unseres Lebens intensiv erleben können. Muße hat nichts mit Langeweile zu tun, doch bedeutet Fähigkeit zur Muße auch, einmal eine gewisse Langeweile aushalten zu können. Aber Muße ist keine einfach nur passive Zeit. Vielmehr sind alle Sinne wach und gelassen aufnahmebereit für das Schöne der Welt. (...) Solche Mußezeit hat gewiss auch Ergebnisse, aber absichtslose und dadurch vielleicht kreativere. Muße ist die Zeit von Erkenntnis ohne Interesse. In solchen Momenten kann es geschehen, so sagten die Alten, dass das Göttliche den Menschen berührt.<sup>44</sup>

Unsere Gesellschaft mit ihrem Überangebot an Freizeitmöglichkeiten krankt daran, dass sie nicht mehr zur Muße hinführt, sondern zu einer fahrlässigen Vernutzung der Zeit. Aktivität um jeden Preis heißt die Devise, die auch in unseren Gemeinschaften Konjunktur hat. Wer anders lebt, muss da tatsächlich gegen den Strom schwimmen.

Der Sozialwissenschaftler Robert Levine hat herausgefunden, dass diese Einstellung vor allem in Kulturen der westlich geprägten Gesellschaften zu finden ist. Aktiv sein ist immer etwas Positives, Passivität gilt es zu überwinden und ist negativ besetzt. Anders, so Levine, in östlichen Kulturen. Für sie ist der Zwischenraum zwischen zwei Aktivitäten eine entscheidende Zeit, in der das eine noch nachklingen und sich das andere vorbereiten kann. Diese Zwischenräume, in denen scheinbar nichts geschieht, sind wesentliche Zeiten, die kreative Kräfte im Menschen wecken, die ihm aber auch Zeit lassen, mit sich selbst ins Gespräch zu kommen und warten zu können. Sie halten eine Wahrheit hoch, die im Nützlichkeitsgetriebe ansonsten immer wieder unterzugehen droht: nämlich dass in zeitfreien Räumen so etwas wie eine Ahnung von Ewigkeit und Zeitlosigkeit, von Absichtslosigkeit und Spiel ermöglicht wird. Um seines Lebens gewahr zu werden, seiner selbst bewusst zu sein, braucht es in diesem

Sinne „Leerlauf“ und Abstand, und ich vermute, dass hier die Landefläche des Heiligen Geistes eher zu suchen ist als in unseren oft gut gemeinten, selbst gemachten Planungen und Strategien. (Pierre Stutz sprach sich unlängst bei einem Vortrag für eine „Pastoral der Leere“ aus.)

Impulsfragen: gibt es in meinem Leben Räume des Leerlaufs, der Zweckfreiheit? Habe ich den Mut, Wichtiges einmal zurückzustellen? Kennt auch die Gemeinschaft solche Zeiten? Trifft sich die Gemeinschaft wöchentlich wenigstens einmal, um einfach zusammenzusein, zu erzählen, zu spielen, sich mitzuteilen?

Es gäbe noch viel mehr zum Thema „Lebenskultur“ zu sagen, die Reihe ließe sich fortsetzen, aber diese wenigen Andeutungen sollen hier genügen. Es ist mir wichtig deutlich zu machen, dass die Frage nach dem Lebensraum eine Aufgabe für jeden Menschen ist, die zuallererst von ihm selbst angegangen und eingeübt werden muss und darf.

Die Erfahrungen in Gesprächen mit Ordensfrauen machen deutlich, dass es häufig eine tiefe Sehnsucht nach echter Lebendigkeit ist, die sie auf die Sinnsuche ihrer Lebensform gehen lässt.

Eine Lebensform als solche kann mir noch nicht garantieren, dass ich mein Leben auf Dauer als sinnvoll und wirklichkeitsgesättigt erfahre. Es braucht das immer neue Anfangen, das Sich Einlassen auf einen Weg, der viel früher einmal begonnen wurde, und der beständig neue Stationen und Wegbiegungen kennt. Es braucht das Umdenken, das Loslassen von alten Mustern und festen Idealen, braucht schlicht das Staunen über die Gabe des Lebens selbst, ein Staunen, das nach Dorothee Sölle überhaupt der Anfang jedes geistlichen Weges ist. „Die Seele braucht das Staunen, das immer wieder erneute Freiwerden von Gewohnheiten, Sichtweisen, Überzeugungen, die sich wie Fettschichten, die unberührbar und unempfindlich machen, um uns lagern. Dass wir ein Berührtwerden vom Geist des Lebens brauchen, dass

ohne Staunen, ohne Begeisterung nichts Neues beginnen kann, scheint vergessen.“<sup>5</sup> Solche Lebensoffenheit und Fähigkeit zum Berührtwerden bringt aber auch die Gefahr der Verletzung, des Schmerzes und des Scheiterns mit sich. Das Leben selbst ist nicht auf den Begriff zu bringen, ist nicht zu definieren oder festzuhalten. Wie alle kostbaren Erfahrungen setzt sich die Erfahrung von Liebe, Leben und Vertrauen zusammen aus dem Tun der Gnade und der Empfänglichkeit des Menschen, auf dieses Geschenk des Lebens selbst zu antworten.

## 2. An Berufung glauben

Damit komme ich zu einem zweiten Gedanken meiner Ausführungen. Es gibt Erfahrungen der Gnade im Leben eines Menschen, die Einmaligkeitscharakter haben, die so tiefgreifend auf sein Leben wirken, dass sie in irgendeiner Form nach einer Antwort verlangen. Im christlichen Kontext sprechen wir bei einem solchen Ruf – Antwort – Geschehen von Berufung und meinen, dass Gott einen ganz bestimmten Menschen zu einer bestimmten Zeit in besonderer und einmaliger Weise anrührt. Was Gott dabei mit diesem Konkreten Menschen im Schilde führt, ist damit noch überhaupt nicht ausgesagt.

Nun meine ich, dass wir heute in kirchlichen Kreisen *einerseits* zu schnell und zu viel von Berufung sprechen. Und zu sicher dabei vorgehen, zu wissen, was wir damit meinen. Meist wird Berufung dann vor allem als allgemeines Konzept kirchlicher Berufe oder als theologische Formel verwendet, die den Sinn einer geistlichen Lebensweise auf den Punkt (auf den Begriff!) bringen soll. Dafür aber taugt dieses Wort wenig, denn Berufung ist kein Etikett, das ich auf ein Menschenleben kleben könnte. Es ist nicht nur „etwas Grundsätzliches, sondern immer wieder etwas Konkretes, etwas Aktuelles, und in diesem Sinn Noch-nie-da-Gewesenes. Alles Grundsätzliche stößt hier, wie so oft in der

Theologie, an die Grenze, die das Wort <Freiheit> markiert“<sup>6</sup>, formuliert Bernhard Köerner.

Ich denke an die eigenwillige Berufung einer Simone Weil (1909 - 1943), die von sich selbst sagte, ihre Berufung sei es, an der Schwelle der Kirche zu verharren und eben gerade nicht einzutreten. Mit ihrem Lebensweg, der gleichermaßen faszinierend und widersprüchlich wirkt, passt die französische Philosophin in keiner Weise ins Konzept einer klassischen Berufungsgeschichte. Und dennoch strahlt an ihrem Leben und Werk etwas auf, was ihre große Nähe zum Geheimnis Gottes sichtbar macht, ihre tiefe Erkenntnis der Schönheit und Wahrheit des Schöpfers, der sich aus Liebe zu seinem Geschöpf selbst zurücknimmt, um dem Menschen das Leben in Fülle zu schenken.

Ich denke an den Weg von Josua Boesch, voller Umwege, erst Kunsthandwerker, dann reformierter Theologe, verheiratet und geschieden, Pfarrer in Zürich, dann Rückzug in eine Eremitage von Mönchen, mit denen er versucht ein lebendiges Abbild von Ökumene zu sein, auch hierin Scheitern und Misslingen erfährt, die große Kraft, die aus seinen Ikonen spricht und die Ausdruck seiner ganz und gar eigenen Berufung sind.

Ich denke an den Berufungsweg eines Marcel Légaut, der im Alter von vierzig Jahren seine Mathematikprofessur aufgibt und sich mit der ganzen Familie zurückzieht, um von nun an als Schafzüchter und Bauer in den Bergen zu leben. Seine Bücher erscheinen erst spät in seinem Leben, es liegen viele, viele Jahre von scheinbarer Nicht-Produktivität, auch eine tiefe Erfahrung von Einsamkeit und Nicht-Verstehen dazwischen.

Berufungen bleiben immer das Geheimnis zwischen Gott und dem jeweiligen Menschen, und dies ist nicht nur für Simone Weil, Josua Boesch oder Marcel Légaut wahr, sondern gilt für jeden und jede. Es gilt nicht zuletzt für jede einzelne Mitschwester, die vielleicht in der gleichen Gemeinschaft lebt, unter Umständen aber einen sehr eigenen und

**D** anders gelagerten Berufungsweg zu gehen hat als ich selbst. Es ist gut, sich dies hin und wieder bewusst zu machen und einander die Freiheit zu lassen in gegenseitiger Ehrfurcht und auch im Vertrauen, dass Gott diesen Menschen neben mir auf ganz eigene Weise führen will.

*Andererseits* ist ebenso eine gewisse Mutlosigkeit festzustellen, heute noch von Berufung zu sprechen. Es scheint ein zu hoher Begriff, der zu selten in der Wirklichkeit einholt, was er in einer bestimmten Ausschließlichkeit beinhaltet. Angesichts des ausbleibenden Priester- und Ordensnachwuchses stellt sich die Frage, ob es heute überhaupt noch so etwas wie Berufungen gibt, bzw. wohin sich junge Menschen heute rufen lassen, wenn nicht mehr in die traditionell verfassten kirchlichen Wege. (Nach Joan Chittister OSB gibt es heute allerdings keine Berufungs-, sondern eine Sinn- und Spiritualitätskrise).

Es fällt mir auf, dass gerade auch in den ordenseigenen Reihen die Rede über Berufung sehr einseitig geführt wird, nämlich allenfalls noch dann, wenn es um die Frage der Berufungspastoral geht. Da geht es um die Lebenswege anderer, und weil vielfach junge Leute ausbleiben, geraten solche Gespräche häufig zu bloßen Theorien, die den schalen Nachgeschmack von fehlender Relevanz und Wirklichkeitsbeziehung haben. Joan Chittister drückt das – in Anlehnung an das AT – in der ihr eigenen drastischen Weise so aus: „Wenn die Welt um uns herum hungert und vor unseren Augen stirbt, aufgefressen von Militärausgaben und Schuldentzahlungen der Drittweltländer, dann ist das nicht die Zeit, von einer symbolischen Armut zu sprechen, die absichert, einer Keuschheit, die isoliert und einem Gehorsam, der sich anpasst. Genau diese Sicherheit ist es, die uns tötet, und unsere Isolation, die uns vom Evangelium trennt, und unser Gehorsam, der uns zu unnützen Dienern von unterdrückerischen und ungerechten Systemen macht. (...) Über Ordensausbildung und

nicht über ein Leben in Torheit zu sprechen, heißt mehr in den Wiederaufbau der Tempel zu investieren als in das Leben der Torah.“<sup>7</sup> (Chittisters These: „Wenn das Ordensleben je wieder zu sich selbst zurückfinden soll, ist es absolut notwendig zu verstehen, dass der erste Tempel des Ordenslebens eingestürzt ist, und dass der zweite Tempel in seinen Grundfesten wankt.“ 32)

Über die eigene Berufung zu sprechen ist meist von einer großen Sprachlosigkeit gekennzeichnet, sei es aus Unvermögen oder auch aus Scheu, aus fehlenden Gelegenheiten oder aus Selbstschutz. Man gewinnt den Eindruck, dass wir uns gegenseitig nur noch dokumentieren, dass ja eigentlich keiner so recht weiß, wie der Ordensweg morgen weitergehen soll, dass wir alle auf der Suche sind, dass niemand Antworten parat hat. „Die gutgemeinte Bemerkung, dass auch wir, die Kirche, die Ordensleute, die Priester Gott nicht <haben>, ist eine Bescheidenheit“, so Bernhard Körner, „die sympathisch, in gewisser Weise angebracht und zugleich fatal ist.“<sup>8</sup> Fatal deshalb, weil wir uns selbst den Mut nehmen und wichtige Möglichkeiten der gegenseitigen Stärkung brachliegen lassen. „Was nicht ins Gespräch kommt, ist nicht existent“, sagt der jüngst verstorbene Hans Georg Gadamer. Freilich bleiben wir ein Leben lang Suchende, aber ist es nicht doch auch so, dass wir in unserem Berufungsweg etwas gefunden haben? Und zwar durchaus etwas Bleibendes, Verlässliches, Treues, Lebens- und Liebenswertes? Eine ganz konkrete Person, an dessen Seite wir gehen?

Ich meine, dass es in aller gebotenen Vorsicht wichtig und fundamental ist, von dem zu sprechen, was das Wort „Berufung“ für uns meint, ja mehr noch, dass im immer neuen Gewahrwerden der eigenen Berufung erst die Lebensgestalt wachsen kann, zu der Gott das einzelne Menschenschicksal reifen lassen will.

*„Die Berufung ist der vorhersehende Gedanke des Schöpfers über das jeweilige Geschöpf, sie ist sein Idealplan, ist wie ein Traum, der*

*Gott am Herzen liegt, weil ihm das Geschöpf am Herzen liegt. Gott, der Vater, will diesen Plan unterschiedlich und spezifisch für jedes Leben. Der Mensch ist nämlich ins Leben „gerufen“, und wenn er ins Leben eintritt, trägt und findet er in sich das Abbild dessen, der ihn gerufen hat.*

*Die Berufung ist die Einladung Gottes, sich entsprechend diesem Bild zu verwirklichen, und sie ist einzig, einmalig und unwiederholbar, weil dieses Bild unerschöpflich ist. Jedes Geschöpf ist berufen, diese Botschaft und einen besonderen Aspekt des Gedankens Gottes zum Ausdruck zu bringen. In ihm findet es seinen Namen und seine Identität; es behauptet und sichert seine Freiheit und Originalität.<sup>49</sup>*

Hier kommt zum Ausdruck, dass die Berufung eines Menschen etwas höchst Einzigartiges ist. Die Frage, die man sich stellen könnte: kann ich glauben, dass ich ein Traum dieses Gottes bin? Was gehört zu diesem Idealplan dazu? Gibt es eine Verheißung über meinem Leben, in der ein besonderer Aspekt Gottes zum Klingen kommen möchte? Wenn ja, wie würde sie heißen? (Roger Schutz: „Jeder trägt ein inneres Leitmotiv in sich. Es singen, immer wieder singen lassen. Unnützlich, anderswo zu suchen. Daraus erwächst ein kontinuierliches Schöpfungswerk.“ – Die eigene Berufung leben, das entlastet und dynamisiert.)

Ich glaube, in der immer wiederkehrenden Besinnung auf die in mich gelegte Lebensgestalt und in der Bereitschaft, mich darin auch mitzuteilen, steckt zugleich das Potential ihrer Verwirklichung. Aber es ist ein Prozess und ein Weg, der bereits in der Taufe beginnt und immer neu eingeholt werden will. Wenn wir einmal verstanden haben, dass die Taufe die erste und grundlegende Berufung ist, so Bernhard Körner, „wird es uns zur lebenslangen Aufgabe, diese Berufung ins Leben zu übersetzen und auf seine Tage und Orte hin durchzubuchstabieren. Die Tauf-Berufung ist und bleibt der Wurzelboden für al-

le weiteren Berufungen.“<sup>10</sup> (Anregung: Die Frage nach der gemeinschaftlichen Berufung wäre der nächste Schritt dieser Überlegungen; es scheint heute vor allem eine Krise der *Gemeinschaftsberufung* zu geben.)

Wenn Berufung im christlichen Kontext so etwas wie der einzigartige Einbruch Gottes in ein Menschenleben ist, so bleibt Gott der Mittelpunkt und die Ausrichtung jedes Berufungsgeschehens. Das bedeutet auch, dass Berufung nicht irgendwie ein Vorspiel ist zu dem, was dann eigentlich wichtig wird, sondern dass die ganze Existenz das Siegel des Gottesrufes trägt. Der Gerufene hat, um mit Kierkegaard zu sprechen, mit seiner ganzen Existenz zu gestikulieren. Und so ist die Entscheidung für ein Leben nach den evangelischen Räten eine Weise, mit der ganzen Existenz Antwort auf den Ruf Gottes zu geben, eine Weise, die Lebensgestalt unter bestimmten Bedingungen wachsen zu lassen.

### 3. Im Geheimnis bleiben

Im Gespräch mit Ordensleuten über die Gelübde ist mir immer wieder aufgefallen, dass heute ein Bedürfnis besteht, nach neuen Formulierungen dessen zu suchen, was die Räte in ihrem Gehalt eigentlich positiv meinen. Die drei Begriffe Armut, Gehorsam, Ehelosigkeit bezeichnen einen Zustand, der besagt, was *nicht* ist, der eher die Verzichtseite betont, und weniger, was durch die Räte gewonnen ist.

Ein kurzer Blick in die geschichtliche Entwicklung der evangelischen Räte macht ja deutlich, dass es die Festlegung auf die Dreizahl erst seit dem Mittelalter gibt. Vorher wurde nur ganz allgemein von Ordensleben gesprochen, ohne nähere Definition. Man sprach zum Beispiel von den drei Entsagungen des monastischen Lebens (Cassian), die jedoch nicht unbedingt identisch waren mit den drei klassischen Gelübden. In der Ordenstheologie besteht heute weitgehender Konsens, dass die Rätetrias nicht einfach aus

dem NT abgeleitet werden kann, sondern dass sie das Ergebnis einer geschichtlichen Entwicklung ist. Der klassische Dreiklang „Armut, Keuschheit, Gehorsam“ taucht erst im 12. Jahrhundert auf. In der 1148 verfassten Charta des Odo heißt es noch: „In unserer Profess haben wir, wie ihr wohl wisst, Keuschheit, Gemeinschaft und Gehorsam gelobt.“ Bei Franziskus findet die klassische Form dann direkte Erwähnung: „Regel und Leben dieser Brüder ist so: in Gehorsam, in Keuschheit und ohne Eigentum zu leben und der Lehre und Spur unseres Herrn zu folgen.“ Der ausdrückliche Beleg für die Verbindung zwischen Ordensleben und den drei Räten ist die Erklärung Innozenz des IV. an die Klarissen aus der Mitte des 14. Jahrhunderts: „Diese Regel Benedikts verpflichtet Schwestern (...) zu nichts anderem als zum Gehorsam, zum Verzicht auf Privateigentum und zur ewigen Keuschheit, die wesentliche Werte jeder Form von Ordensleben sind.“ Diese Formel verbreitet sich ab 1405 unter Innozenz VII., allerdings kann sie sich nie ganz durchsetzen.

So hält die benediktinische Tradition bis heute an der Trias „Stabilitas, Bekehrung der Sitten, Gehorsam“ fest. Die Dominikaner versprechen nur den Gehorsam, und in der orthodoxen Kirche ist der Dreiklang „Armut, Keuschheit, Gehorsam“ ganz unbekannt. Thomas von Aquin entfaltet im Mittelalter eine eigene Lehre der evangelischen Räte. Er unterscheidet zwei Verhältnisbestimmungen: die Lehre von Gebot und Rat und die Beziehung von Gottes- und Nächstenliebe.

◇ Zwar sind alle Christen zur Vollkommenheit der Liebe gerufen (Gebote), aber durch den Weg der evangelischen Räte kommt der Mensch leichter, besser und sicherer ans Ziel seines Lebens. Der Ordensstand ist eine Übung der Vollkommenheit und liegt zwischen dem Stand der Christen und den „Seligen im Himmel“. Damit hat Thomas einem gewissen Klassenunterschied in den verschiedenen Ständen des Lebens Vorschub geleistet.

◇ Die Gottesliebe entspricht bei Thomas der Kontemplation, die Nächstenliebe der Aktion. Wenn Thomas auch sagt, dass beide Formen der Liebe wichtig sind, so räumt er dem beschaulichen Leben doch eine gewisse Höherstellung als dem aktiven Leben ein.

Diese Ordenstheologie des Hl. Thomas blieb prägend bis zum II. Vatikanischen Konzil. Erst dort wurde die Gegenüberstellung von Gebot und Rat aufgehoben und die Evangelischen Räte als Schlüssel zu einer christlichen Lebenskultur verstanden. Zudem wies das Konzil darauf hin, dass im Evangelium eine Vielzahl von Räten zu finden ist. (LG 42,3)

*„Ferner wird die Heiligkeit der Kirche in besonderer Weise gefördert durch die vielfachen Räte, deren Beobachtung der Herr im Evangelium seinen Jüngern vorlegt.“*

Die Dreizahl steht eher für einen Archetypus des Menschen, denn sie ist Abbild des dreieinigen Gottes. Sie spielt sowohl in den Märchen eine bedeutsame Rolle (meist sind es drei Prinzen, die eine Aufgabe erfüllen müssen, drei Prüfungen, die bestanden werden, drei Nüsse, die dem Aschenputtel drei Wünsche erfüllen usw.) als auch in der Philosophie und Mythologie.

Heutige Deutungsversuche der evangelischen Räte zielen weitgehend darauf ab, den Inhalt der drei Gelübde als Schlüssel für ein gelingendes Leben zu deuten. Nach *Zulehner* geht es um die Kultivierung menschlicher Basiswünsche nach Ansehen, Besitz und Macht. Sie haben alle die Tendenz zur Maßlosigkeit und brauchen eine gewisse Ausrichtung und bewusste Ausgestaltung. Gerade in der heutigen Zeit, in der so sehr der Drang zur Maßlosigkeit herrscht auf allen Gebieten, sind sie eine Wegbeschreibung, die für jedes christliche Leben hilfreich und relevant wäre. Damit gewinnen die Räte immer auch eine politische Dimension, weil sie den Menschen in die Verantwortung für die Schöpfung und die Gesellschaft stellen. Solidarisches Teilen, aufeinander und auf den

Willen Gottes zu hören, und der ehrfurchtsvolle, liebevolle Umgang miteinander sind heute unverzichtbare Werte, die unsere aus den Fugen geratene Welt braucht.

Ähnlich sieht *Anselm Grün* die Räte als Möglichkeit sowohl für Ordensleute als auch Weltleute, christliches Leben spirituell zu gestalten und zu vertiefen. Der Franziskaner *Anton Rotzetter* versucht die Trias umzubenennen und positiv zu deuten, durch andere Stichworte den positiven Gehalt sichtbar zu machen: geschaffen = Armut; gerufen = Gehorsam; geliebt = Jungfräulichkeit. Ansonsten betont er die Notwendigkeit, die Räte in ihrer Vorläufigkeit als Lebensform zu bedenken und ein falsches Vollkommenheitsideal zu verabschieden. „Wir sind nicht vollkommen und sind auch nicht zur Vollkommenheit berufen. Der Ordensmann und die Ordensfrau und ganz allgemein der Christ, die Christin ist nicht ein vollkommener Mensch. Er ist bloß ein Mensch, der mit Motiven und Perspektiven auf dem Weg ist. Da gibt es Anfänge und Entwicklungen, ein Wachsen und ein Werden, das vielleicht immer wieder mit Franziskus am Ende des Lebens bekennen muss: <Lasst uns anfangen, bisher haben wir gar nichts getan!>“<sup>11</sup>

Philip Armstrong, amerikanischer Ordensmann der Gemeinschaft Brother of the Holy Cross, findet ebenfalls neue Begriffe, für die Armut die Haltung des Leerseins (emptiness), für den Gehorsam die Haltung der Offenheit (openness), für die Ehelosigkeit die Haltung der Fruchtbarkeit (fruitfulness).<sup>12</sup>

All diesen Deuteversuchen liegt der Ansatz zugrunde, im Gegensatz zu früheren Interpretationen nicht zuerst vom Verzicht und asketischen Ideal her zu denken, sondern von der positiven Kraft, die sich in den drei Gelübden, sofern sie mit Leben gefüllt sind, verbergen.

Bevor wir uns heute und morgen im einzelnen mit den Gelübden beschäftigen, erlauben Sie mir noch einige Vorbemerkungen. Es ist nicht gut möglich, über die Lebensform der Gelübde nachzudenken ohne zu-

gleich über Gemeinschaft zu sprechen. Da das Jahresthema Ihrer nächsten VOD-Tagung das Thema der Gemeinschaft sein wird, möchte ich es hier nicht eigens herausstellen. Aber es muss im Grunde immer mitgedacht werden.

◇ Eine Theologie der Gelübde ist nicht der Beginn eines Verstehens dieses Lebens, sondern muss selbst Frucht des Lebens sein. D.h. jedes bloß ausgedachte Schreibetischwissen über die Lebensform der Räte bleibt notwendig wirklichkeitsarm und steril. Keiner der leidenschaftlichen Gottsucher und Gottsucherinnen hat sich zu Beginn der eigenen „Ordenskarriere“ hingesetzt und überlegt, ob ein Leben nach den Gelübden nicht die sinnvollste und plausibelste Form wäre, und dann im zweiten Schritt begonnen, diese Lebensweise einzuüben. Wir sollten uns hüten, eine Antwort in der Theorie zu suchen, wenn wir sie nicht im eigenen Leben zu ahnen beginnen. Oder, wie es Sr. Aurelia Spindel im letzten Jahr bei Ihrer Tagung formulierte: „Das Nachdenken über Gott (...) ist nachdenken, ist Deuten des Weges, den Gott mit den Menschen und den der Mensch mit Gott im konkreten Leben bereits gegangen ist (...). Theologie erschafft keine Biographie. Theologie ist nachgedachter, erfahrener Glaube ...“<sup>13</sup>

◇ Es ist hinlänglich bekannt, dass die Lebensform der Räte in der heutigen Gesellschaft weder auf Verständnis noch auf Unterstützung stößt. Ich vermute, dass dies ein Grund ist, warum wir heute verstärkt nach der Plausibilität der Gelübde fragen. Ein anderer ist sicher der ausbleibende Nachwuchs, die sinkenden Mitgliederzahlen, die Austritte, und nicht zuletzt auch die manchmal zweifelnden Fragen der noch in den Orden Verbleibenden. Timothy Radcliffe's Beobachtung scheint bedeutsam: „In Westeuropa gibt es weniger Berufungen als je zuvor. (...) Ordensmann oder Ordensfrau zu sein hat nicht mehr den gleichen Status, gewährt nicht



mehr den gleichen Respekt wie ehemals. Wir mögen den Anschein erwecken, unsere Rolle in einer Kirche verloren zu haben, die klerikaler geworden zu sein scheint, und unsere Bedeutung in einer Gesellschaft verloren zu haben, in der Laien viele Dinge tun, die vormals größtenteils von Ordensleuten wahrgenommen wurden. Mit dem neuen Gefühl von der Heiligkeit der Ehe sieht man eben unsere Lebensweise nicht mehr als vortrefflicher als eine andere an. Es ist verständlich dass eine Anzahl Ordensleute fragen: „Was hat das Ordensleben heute für einen Sinn?“<sup>14</sup>

◇ Sinnhaftigkeit lässt sich nicht herbeireden durch noch so plausibel klingende Worte und überzeugende Argumente, Sinn will gelebt und erfahren werden und kann allenfalls nachträglich gedeutet sein. Ich denke, dass die Gelübde ihre Plausibilität haben, dass es aber einen letzten Rest Nicht-Begreifen gibt und geben muss, der sozusagen dem Geheimnis eines solchen Lebens noch Raum lässt. Einen letzten Grund für diese Lebensform kann es nur in der einmaligen und unwiederholbaren Liebesgeschichte zwischen Gott und einem konkreten Menschen geben, und Liebesgeschichten sind und bleiben etwas äußerst Geheimnisvolles mit all ihrer Rätselhaftigkeit. Es sollte uns geradezu trösten, dass wir keine letzte Antwort auf die Frage nach den Gelübden bekommen, denn damit entzieht sich ein solches Leben der Verfügbarkeit und dem Zugriff durch den Menschen. Nur das Geheimnis schenkt Heimat und Raum, es umgibt uns, und wir stehen schon immer – ob bewusst oder unbewusst – in diesem liebes- und wirklichkeitsbezogenen Dasein. Und es bleibt ebenso tröstlich, dass das Leben selbst immer größer ist als unser Verstehen, oder mit Karl Rahner gesprochen: „Wir wissen in dem unbefangenen Vollzug des Lebens immer mehr als in der Reflexion, die das Leben nie adäquat einholt.“<sup>15</sup>

- <sup>1</sup> Manfred Lütz, *Lebenslust*, München 2002, 197
- <sup>2</sup> Marcel Légaut, *Summe meines Lebens, Innerlichkeit und Engagement*, Limburg 1980, 14
- <sup>3</sup> Josef Maureder SJ, *Thesenblatt zur Lebenskultur der Bischöfe, Priester, Diakone und Ordensleute*, in: *Ordenskorrespondenz*, 42. Jhg. 2001, Heft 2, 186-188, hier 187
- <sup>4</sup> Lütz 185f
- <sup>5</sup> Dorothee Sölle, *Mystik und Widerstand*, Hamburg 1997, 125
- <sup>6</sup> Bernhard Körner, *Gott und den Menschen eine Antwort geben, Warum sich die Kirche auf das Thema „Berufung“ besinnen muss*, in: *Österreichische Ordensnachrichten*, 41. Jhg. 2002, Heft 1, 9-20, hier 9
- <sup>7</sup> Joan Chittister: *Der Fall des Tempels, Ein Aufruf zur Ordensausbildung*, in: *UISG 118/2002*, 30-42, hier 33f
- <sup>8</sup> Körner 15
- <sup>9</sup> *Neue Berufungen für Europa* 13
- <sup>10</sup> Körner 9
- <sup>11</sup> Anton Rotzetter, *Aus Liebe zum Leben*, 128
- <sup>12</sup> Philip Armstrong, *Untying the Knots: Vowed commitment today*, in: *Review for religious*, Sept./Okt. 2001, Vol. 60, number 5, 536 - 542
- <sup>13</sup> Aurelia Spindel, „... dem Leben Raum geben. Heute Ordensfrau sein“, in: *OK 42.Jhg. 2001*, Heft 3, 374 - 383, hier 376
- <sup>14</sup> Timothy Radcliffe, *Gemeinschaft im Dialog, Ermütigung zum Ordensleben*, Leipzig 2001, 227
- <sup>15</sup> Karl Rahner, *Theologie der Armut*, in: *Schriften zur Theologie VII*, 435 ff, hier 438